

Das Bergdorf [Fortsetzung]

Autor(en): **Bosshart, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **2 (1898)**

Heft 23

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575528>

Nutzungsbedingungen

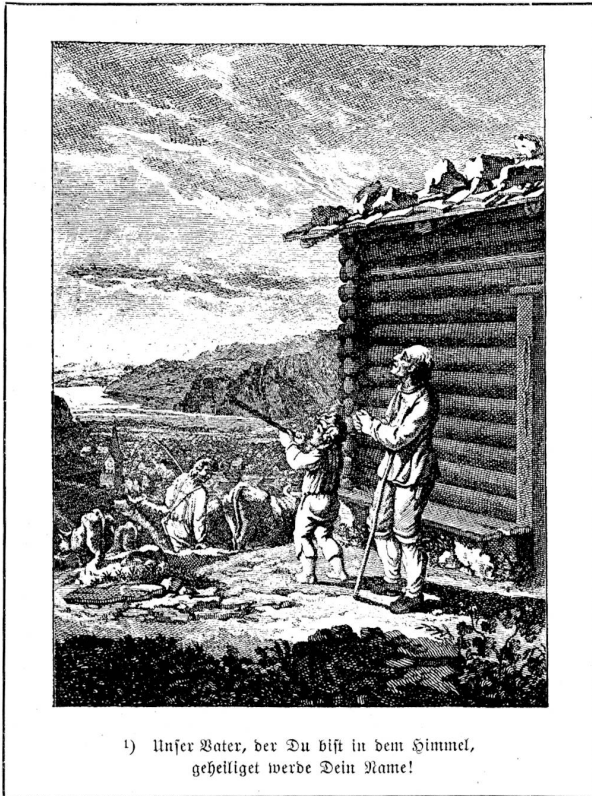
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



1) Unser Vater, der Du bist in dem Himmel, geheiligt werde Dein Name!

Das Unservater eines Unterwaldners.

Von Joh. Martin Usteri.

Mit sieben Abbildungen nach Stich von P. J. Laminit, 1804.

Die grausame Niederwerfung des treuherzigen Unterwaldnervolkes durch die französische Armee am 9. September 1798 hatte den zürcherischen Dichter und Künstler aufs tiefste ergriffen. Sein schöpferischer Geist gab den Gedanken, die ihn damals erfüllten, Gestalt und Leben. In dem „Unservater eines Unterwaldners“, das er nun verfaßte, wollte er die stille Resignation des Unterwaldners in das furchtbare Unglück, welches ihn betroffen hatte, und seine Ergebung in den göttlichen Willen schildern. Zu jedem Spruche des Unservaters zeichnete er ein Bild aus dem damaligen Leben des Volkes und verjah dasselbe mit einem begleitenden Texte. Es sind 7 Bilder mit Titelblatt, die Usteri in zwei verschiedenen Manieren herausgab, das eine Mal in Aquatinta, in 4^o, das andere Mal in kleinen Kupferstichen, nach welchen die hier folgenden Bildchen reproduziert sind.

Die Bilder sind vortrefflich gedacht und gearbeitet. Sie erschienen zuerst auf der Kunstausstellung in Zürich von 1801 und nachher im Kunsthandel, bei Woher in Basel, Usteris Freund, auch in englischer Ausgabe. Sie erfreuten sich günstiger Aufnahme von Seite des Publikums; Usteri hatte die richtige Saite in den Herzen seiner Mitbürger angeschlagen.

Das Bergdorf.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Jakob Böhler, Nüsnacht.

(Fortsetzung).

Vor langen Jahren unternahm einer das Wagnis, du weißt es, Champod, der Einäugige war es, Joachims Urgroßvater, wie man sagt. Er that es nicht aus Frechheit oder Prahlucht, sondern weil die Anna Luise, um die er warb, ihn dazu reizte. Als er auf der Kirchthürschwelle stand, die Füße nach außen und die Augen nach innen, und die Versammlung musterte, da erblickte er vorn beim Lauffstein seine Mutter selig; die hielt eine andere an der Hand, die er auch zu kennen meinte. Der Anblick der Mutter rührte ihn dermaßen, daß er ganz hineinging, um sie zu grüßen. Einmal drinnen brauchte er den Knochen nicht mehr zum Sehen. Die Geister aber fingen an sich zu regen, reckten sich in die Höhe, blickten bedrohlich nach ihm, klapperten mit den Zähnen und schon rückten ihm einige zu Leibe. Seine Mutter wollte die Herandringenden aufhalten, aber sie drängten sie zurück und der Einäugige, vor Entsetzen und Angst auch auf dem gesunden Auge blind, fand die Thüre nicht mehr, durch die er gekommen war, und geriet, wie ihn dünkte von der Mutter gezogen, in den

Turm. Nun hielt er sich für verloren, aber das war gerade sein Glück. Er stieg die Treppe hinan, schweißgebadet und doch frierend bis ins Mark der Knochen; durch das Turmpförtchen drängten sich die Gerippe nach, stauten sich, krabbelten übereinander und erkürmten die Treppe unter schauerlichem Geklapper. Er tastete rückwärts, ihnen voraus, er durfte das Auge nicht von ihnen wenden und hieb mit dem Totenknochen um sich, gegen ihre Arme und Köpfe, und schlug mit den Füßen gegen sie, wenn sie ihm von unten beikommen wollten und wehrte sich wie ein Rasender und schrie und schäumte.

Endlich kam er in der Glockenstube an, erschöpft, mit bebenden Gliedern, unfähig zu Kampf und Wehr, den Griff erwartend, der ihn erwürgte. Zu Boden sinkend suchte er noch Halt an einem Glockenseil. Unter seinem Gewicht regte sich oben das Glöcklein und schlug an: der Totenprediger und seine Scharen stutzten. Mut und Besinnung kehrten dem Bedrängten wieder, er riß mit der Kraft, die ihm noch blieb, am Seil und riß und riß, und es tönte wie Sturm über das Dörfchen, und die Geister versanken.

Als die Leute aus dem Dorfe herbei eilten, von dem gellenden Lärm aus der Ruhe erschreckt, fanden sie den Einäugigen wütend am Glockenstränge reißend mit stieren Blicken, sprachlos und wahnsinnig. Vier Männer mußten ihre ganze Kraft aufbieten, um ihn aus dem Turme herauszuschleppen.

Manche Tage sprach er kein Wort, lag da, vom Fieber gerüttelt und gebärdete sich mit den Händen so, als zöge er an den Glocken. Als er endlich die Sprache wieder fand, sagte er, er habe die Anna Luise am Taufstein gesehen, sie habe ihm gewunken, als wollte sie gleich sich mit ihm trauen lassen, und er verlangte nun stündlich, daß sie es so halte.

Aus Erbarmen und wohl auch vom Gewissen getrieben willigte das Mädchen schließlich ein. Von da an wurde es im Kopf des Einäugigen allmählich heller und er ging seiner Arbeit nach wie zuvor. Von Zeit zu Zeit jedoch, besonders vor hohen Festtagen, wandelte ihn der alte Jrrsinn an, dann schlich er nachts aus dem Haus, stieg in den Kirchturm hinauf und zog an den Strängen, daß es schauerlich in die Nacht hinaus heulte.

Wie sein Verstand kränkelte, so krankte der Segen in seinem Hause. Er war ein begüterter Mann; aber von seinem waghalsigen Unternehmen an entwischte, was er besaß, unmerklich seinen Fingern, ohne daß man wußte, wie es zuging, denn Lieberlichkeit war ihm allezeit fremd gewesen. Und was er noch zu behalten vermochte, verloren seine Nachkommen und so ist der letzte seines Hauses Joachim, der Küher. Da die Toten ihn selber nicht schlagen konnten, rächten sie sich an seinem ganzen Stamme und erwürgten den nach und nach.

So berichtete Vater Jaquot von der Totenpredigt.

„Ich möchte es doch auch einmal wagen, um zu wissen, ob's Geister gibt oder nicht“, sagte Gabriel, den die Erzählung nur noch tiefer in die Ungewißheit gestoßen hatte.

Der Vater erwiderte nichts, sondern blies das Licht aus, wünschte Gabriel eine gute Nacht und ging im Dunklen nach der Thüre. Da stürzte ihm Jenny entgegen. „Es muß ein Unglück gegeben haben, drunten bei der Kirche schreit einer jämmerlich, ich glaube, es ist Joachims Stimme. Willst du nicht hinuntersteigen und sehen, was vorgefallen ist?“

Der Alte brummte etwas, kleidete sich aber doch wieder an und verließ das Haus. Jenny stieg abermals in ihre Kammer hinauf, sah dem Vater nach, der auf dem Schnee und Eis behutsam abwärts schritt und horchte auf die Rufe, die von der Kirche heraufdrangen.

Da, wie sie schaute, regte sich etwas Dunkles im Schatten des Hauses, es war eine Männergestalt. Jenny schlug das Fensterchen zu und löschte die Ampel aus. „Wer mag es sein? Marcel?“

Sie lauschte. Der unten stand, fing an zu reden, aber mit verstellter Stimme, wie es die Burschen in Röttschweiler nachts vor den Fenstern der Mädchen zu thun pflegen: sie ziehen nämlich beim Sprechen den Atem ein, statt ihn auszustößen, so daß es ein feines Ohr braucht, um den Ruser zu erkennen.

„Schau' heraus, einen Augenblick nur! Thu' mir's zu lieb!“

Jenny näherte sich dem Fenster wieder, rückte ein Auge an eine Ecke der Scheiben und spähte hinab. Dem Wuchse nach konnte es Marcel sein.

„Mach's Fensterlein auf, mir zu lieb! und hör'! Wenn's wiederum Donnerstag ist, so ist's auch Neujahrstag. Hörst du mich wohl? Neujahrstag und Schryßeten! Da gehen wir zur Predigt, du und ich und ganz Röttschweiler, ich nicht um des Pfarrers willen, sondern aus Liebe zu dir; und wenn die Glocken ausläuten, da will ich dich einfangen und brauche dich nicht lang zu suchen, denn all die Weile verließ dich mein Blick nie, wenn ich auch aufstand mit den andern, sang mit den andern und mich setzte mit den andern. Und habe ich dich erwischt, so frage ich dich: Willst du heute zu mir halten und morgen und übermorgen auch? denn es ist wieder Schryßeten, ein Fest des ledigen Volkes. Sage dann ja! so gehen wir in die 'Tanne' und es soll Fest und Tanz und Fröhlichkeit sein vom Donnerstag bis Sonntag Morgen. Hörst du mich wohl! So reiße doch das Fensterchen auf und sage mir ein Wort und sage mir, daß du es willst, wie ich es sinne!“

Mit solchen Sprüchen, die nur wenig voneinander abweichen, pflegen die Jünglinge in Röttschweiler die Mädchen auf den Ueberfall an der Schryßeten vorzubereiten.

Jenny, meinend, es sei Marcel, fühlte ihr Herz pochen; sie spürte Lust, die Scheibe hinauszuschlagen und ihm zu rufen: „Ja, ja, ich will freilich zu dir halten, nicht nur drei Tage, sondern all das Leben lang, wenn du es nur willst,“ und wäre das Fenster nicht so klein gewesen, die Lust hätte sie angewandelt, in kühnem Sprunge zu ihm hinab zu setzen, in seine Arme, an sein Herz.

Die dunkle Gestalt unten trat etwas aus dem Schatten heraus; Jenny fuhr ein Stich durch die Brust: es war nicht Marcel, und nun erkannte sie den Frecen: es war Lucien Camard, der Soldat. Dort ging er, gerade wie ein Spazierstecken und hochmütig wie eine Pappel. Diesem Lumpen also hatte sie gelauscht, und mit Wonne! Für ihn hatte ihr Herz so närrisch gegeben! Sie war zornig auf sich und schämte sich ihrer Thorheit.

Nach einiger Zeit hörte sie unten die Hausthüre knarren, unwillig und barsch. Ihr Vater lehrte zurück; die Art, wie er die Thüre schloß, sagte ihr genug, und sie stieg noch einmal in die Wohnstube hinab, zugleich von Neugier und Bangen getrieben. „Wird Marcel das Unheil angerichtet haben?“

„Der Uebermut hat wirklich wieder einmal gekalbt!“ sagte der Alte. „Jetzt weiß ich, warum ich den ganzen Abend meinte, der Teufel hause unter meinem Dache.“ Dann erzählte er, was er gesehen und erfahren hatte, manches polternde Wort gegen das ledige Volk ausstößend, das immer erst wisse, wie viel der Kessel fasse, wenn er überlaufen sei.

Als die Burschen das Haus verließen und dem Knechte nachschlichen, stupfte sie der Satan, also daß sie beschlossen, Joachim einen Schabernack zu spielen, über den das ganze Dorf lachen müsse. Sie sahen ihn unschlüssig unten am Kirchturm stehen; es mochte ein Gruseln über ihn gekommen sein. Da riefen sie ihn an, er solle warten, bis sie sich weggeben hätten, es sei kein Herrenwerk, in die Totenpredigt zu gehen, wenn das halbe Dorf auf den Füßen sei. Diese Worte waren Joachim nicht unlieb und er gesellte sich zu ihnen, wohl mit dem knechtelnden Hintergedanken,

das Wagnis auf schickliche Art zu umgehen und statt der Kirche seinen Heusack aufzusuchen.

Während er zwischen einigen Kameraden das Dorf hinabschritt, schlichen sich drei in das Weinhäuschen, die Thüre hinter sich wieder sorgfältig zuziehend. Das war so abgemacht worden.

Unten im Dorf angekommen, gab man Joachim eine Kuhschelle in die Hand, die man an einer Stallwand gefunden hatte, und sagte ihm, es sei nun an der Zeit, daß er seinen Kirchgang thue: man lasse die Gemeinde grüßen, samt dem Pfarrer und dem Engel mit dem Stecken hinter ihm.

„Was soll ich mit der Kuhschelle?“ fragte er ungewiß. „Die sollst du in die Kirche werfen, erwiderte man, damit wir am Morgen daran sehen, daß du nicht nur geprahlt hast.“

Joachim wurde immer ungemüthlicher; er weigerte

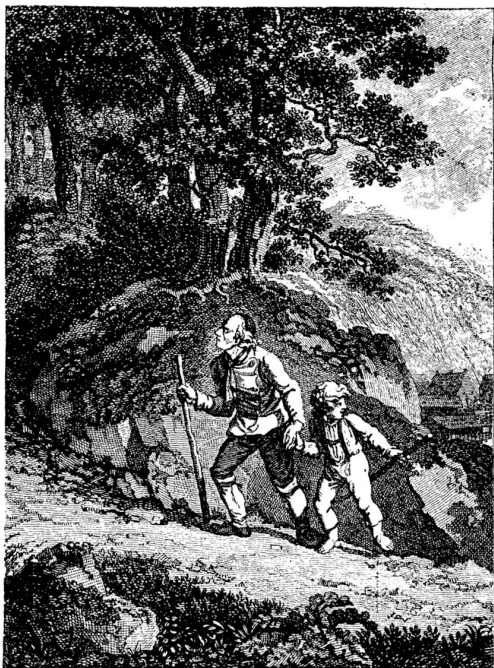
sich, die Schelle in die Versammlung der Toten zu schleudern. „Wenn ihr das von mir verlangt, so thue ich euch den Willen nicht.“

Nun fuhren sie mit Worten über ihn her: da sehe man, daß ihn seine Mutter im Zeichen des Krebses zur Welt gebracht und daß ihm eine Here Zitterkraut in die Windeln gebunden habe! Ein Kuhschwanz sei er, zu nichts tauglich, als zum Fliegenstäuben! er solle heimgehen und seinem Heusack sagen, was wunders er verrichtet habe!

So reizten sie ihn, bis er wieder schlüssig wurde, die Angst über sich ergehen zu lassen.

„Aber die Schelle werfe ich nicht unter die Toten!“

„Sei kein Narr,“ erwiderte einer, „die kann dir zu statten kommen: wollen dir die Undächtigen an die Haut, so brauchst du das Ding nur in der Hand zu rütteln, und die Knochen fahren allesamt in den Erdboden!“



2) Zu uns komme Dein Reich.

Joachim wurde das ein Trost und er schickte sich zum Gehen.

„Bergiß nicht den Knochen aus dem Weinhaus zu holen,“ rief man ihm nach, „und hüte dich, unverrichteter Sache heimzukehren, sonst sollst du dem ganzen Dorf ein Gespött werden und an der Schryfeten soll dich kein Mädchen ansehen. Wir aber würden dich fortan nicht einmal mit einem Stecklein anrühren.“

Wie die drei im Weinhaus die zaghaften Schritte Joachims vernahmen, schlugen sie Feuer mit dem Stahl, entfachten Schwefelspänen und ließen sie zur Hälfte verbrennen; als Joachim die Thüre schlüchtern aufzog, nahmen sie die glühenden Hölzchen in den Mund, Zunge und Gaumen sorglich schonend und die Luft rasch zwischen den Zähnen einziehend und ausstoßend.

Joachim stieß einen Schrei des Entsetzens aus angesichts der ihn anklebenden, leuchtenden, im Atemstrom abwechselnd aufleuchtenden und verglimmenden Zahn-



3) Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel.

reihen. Er warf die Schelle gegen eins der Gespenster, das schmerzhaft aufschrie, und der Klang der fallenden Schelle und der Schrei des Getroffenen tönnten schauerlich in dem unheimlichen Haus. Joachim floh davon, die Hände über den Kopf geschlagen, brüllend wie ein rasender Stier, der Gespenster kalte Knochen am Hals, im Haar und an den Fersen fühlend.

Da wollte es das Unglück, daß ein Kreuz ein wenig aus dem Schnee herausragte und sich Joachims Hofe daran fing. Er stürzte hin. Nun hatten sie ihn erfaßt, die entsetzlichen Gerippe mit dem feurigen Schlund!

Als die andern herbei eilten, schäumte und schrie und raßte er, riß sich von dem Kreuze los, und, die Burischen erblickend, sprang er wieder davon, sie für die Gespenster haltend.

Er stieß gegen die Mauer, kletterte darüber und fiel außen herab. Im Turm schlug die Glocke an: es war ein Uhr. Der grelle Schlag aus der Höhe ver-

doppelte seine Angst. Er erhob sich von dem Fall und stürzte davon, abwärts, um das Haus seines Meisters zu erreichen.

Da sprangen die andern Burschen aus den Schatten der Häuser hervor, meinend, der Spaß sei noch nicht lustig genug, und erhoben ein Geschrei und versperrten dem Fliehenden den Weg. Er, keinen Ausweg mehr sehend und in jeder Erscheinung einen Höllengeist erblickend, fing an, sich wie ein Rasender zu wehren, rannte zwei zu Boden, wurde von den andern gefaßt, schlug um sich und wurde wieder geschlagen, bis er endlich ohnmächtig zusammensank, sei es von einem Faustschlag getroffen, oder von dem Schrecken und der Anstrengung an Geist und Körper gelähmt.

Eine gute Weile lag er bewegungslos und als er wieder zu sich kam, erfaßte ihn die alte Angst vor den schauerlichen Grabgestalten und gab ihm die Kraft, sich zu erheben und zu fliehen. Unten bei dem Hause des alten Roux brach er an der Thürschwelle aufs neue zusammen und wurde ins Haus getragen.

So viel wußte der Vater Jaquot zu berichten. Kopfschüttelnd ging er in seine Kammer und brummte vor sich her: „Ich fürchte, er nimmt Schaden an seinem Geiste wie sein Urgroßvater, der einäugige Champod.“

II.

Am Neujahrstagmorgen sollte der Pfarrer von Röttschweiler seiner Gemeinde ein Mandat verlesen, worin die gnädigen Herren von Bern ihre Untertanen von dem „grausam gotteslästerlichen“ Tanzen und „Schreißzen“ abmahnten. Da er aber selbigen Tages die Milde im Herzen hatte, legte er das strenge Schreiben in sein Gebetbuch und beschloß, seine Gemeinde noch einmal ihrem sündigen Hang zu überlassen, um ihr dann am folgenden Sonntag um so nachdrücklicher die Leviten zu lesen.

Kaum hatte er seinen Segensspruch über die an diesem Tage unandächtigen Häupter gesprochen, als die ledigen Burschen das Kirchlein geräuschvoll verließen, als wäre das Amen ein Lockruf zu weltlicher Freude und Lustbarkeit. Sie stellten sich draußen auf dem Platze auf, einzeln oder in kleinen Gruppen, die Augen nach der Kirchthüre gerichtet. Aus dieser traten nun die Alten, Männlein und Weiblein, mit vergnügten Gesichtern, und postierten sich längs der Friedhofmauer, um dem Schauspiel, das sich nun abspielen sollte, beizuwohnen, ohne dem jungen Volke hinderlich zu sein.

Nach einer Weile erschienen einige Mädchen unter der Kirchthüre, streckten und drehten die Hälsen, wie Hennen, die durch einen Lattenzaun gucken, und zogen sie rasch wieder zurück, als hätten sie in dem Heiligthum Schutz vor frevelhaftem Volk suchen müssen.

Ihre Gesichter waren aber nicht von der Furcht gebleicht, sondern strahlten vor Lust, und durch ihre Zähne klang ein munteres Richern.

Nachdem alle den Kopf einen Augenblick herausgestreckt, die draußen stehenden gemustert und vielleicht mit raschem Blicke den gefunden hatten, an den sie während des Gottesdienstes am herzlichsten und andächtigsten gedacht hatten, traten sie heraus mit ge-

heuchelter Schüchternheit, blieben vor der Thüre stehen, die kritische Lage betrachtend und überlegend, wo ein Fluchtversuch am erfreulichsten mißrathen möchte.

Endlich war eine mit sich im Reinen, küpfte die Füße und nahm ihre Richtung. Aber sie fing es nicht geschickt an oder verstand das Laufen auf dem Schnee nicht sonderlich gut: kurz, ehe sie sich's versah, war ein Jüngling ihr an den Fersen und fing sie ein. Sie zappelte ein wenig und bequeme sich dann zu hören, was der Verfolger ihr etwa zu sagen hätte.

Das Beispiel der einen ermutigte die andern zu ähnlichem Wagnis, und nun ertönte die Luft von dem lustigen Geschrei der fliehenden oder eben angefaßten Mädchen, von den Zurufen der Verfolger und dem Lachen und Beifallsrufen der Alten an der Mauer.

Hatte ein Bursche ein Mädchen ‚gestellt‘, so fing er in der Regel etwas Gleichgültiges mit ihm zu reden an: „Bist auch in der Kirche gewesen, Helene? Hast auch rechtschaffen gebetet? Und auch ein bißchen für mich?“ — „Wie geht es deinem Metti, Luise? Hat er wieder mit seinen Gesichtern zu schaffen diesen Winter? Es ist doch eine leide Geschichte damit.“

Nachdem das Eis gebrochen war, warf er die Angeln aus: „Ich habe dich nur fragen wollen, ob du mit mir ‚schreißzen‘¹⁾ wolltest diese Tage; du thätest mir etwas rechtes zu lieb!“

Das Mädchen senkte lächelnd den Kopf, zupfte an seinem Schürzenzipfel und meinte, es sei ihm wohl gar nicht ernst mit seinem Geschwätz. Solches Betragen und Sträuben gilt als wohlansständig zu Röttschweiler und in den Dörfern der Nachbarthäler.

Auf diese Ziererei achteten die Burschen gewöhnlich nicht: sie schlugen kräftig den Arm um des Mädchens Lenden, und es ließ sich dann meistens ohne Widerstreben das Dorf hinab nach dem Wirtshaus zur „Tanne“ schreißzen, wo schon die Musikanten ihre Geigen stimmten.

Andere dreckselten auf die Ausrede des Mädchens eine Gegend zurecht, fein oder grob, wie es ihnen von Natur aus geriet, und die mit den rauhesten Händen fanden gewöhnlich die zierlichsten Worte.

Der bäuerische Brautraub ging seinem Ende entgegen, als die Blicke der Umstehenden nochmals gefesselt wurden.

Unter der Thüre der Kirche standen nur noch drei oder vier Mädchen, unter ihnen Jenny. Sie war so lang geblieben, um zu sehen, ob Marcel ausharre, bis es ihr gefiele, ihren Lauf zu thun, oder ob er sich eine andere wähle, wenn sie säume.

Er hatte ausgeharrt und stand noch auf dem Platze, scheinbar gleichgültig mit einem ältern Nachbar plaudernd. Einige Schritte hinter ihm hielt sich Lucien Carmard, der Soldat; der ängstigte sie. „Sie werden sich raufen“, jagte sie sich und sann nach, wie sie einen Zwist verhindern könnte; aber es fiel ihr nichts ein; sie mußte, um nach Hause zu gelangen, an den beiden vorbei, und die schienen keine Lust zu haben, das Feld zu räumen. So blieb ihr nichts übrig, als der Flinkheit ihrer Füße vertrauend dem Fußweg zuzueilen, der hinauf zu ihrer Hütte führte. Als sie endlich lief, sah man es ihr an, daß die Begierde, eingeholt zu werden,

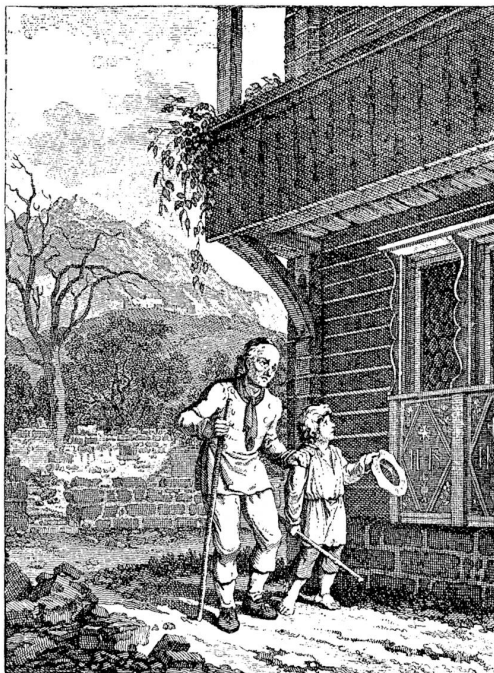
¹⁾ = reißzen, zerren, dann gerabezu tanzen.

sie nicht rückwärts zog: sie hatte so unvermutet ange-
setzt und flog so hastig über den Schnee, daß sie in
der Nähe des Fußweges anlangte, ehe Marcel und
Lucien sie gewahrten.

Schon wähnte sie sich geborgen, als plötzlich einer
hinter dem Stall hervorbrach, der sich neben dem Kirch-
platz erhob. Schreiend kam er daher: es war Joachim.
„Ich schreie dich, ich schreie dich, Jenny!“ rief er
in einem fort und erfaßte das Mädchen mit Ungestüm,
bevor es recht wußte, was vorging. Sie wehrte sich, er ge-
bärdete sich noch wilder, umschlang sie mit den Armen, roh,
als hätte es gegolten, ein reißendes Tier zu bändigen.

Sie schrie ihn an: „Was willst du? Was habe
ich dir gethan?“

„Am Taufstein hat sie mir gewunken!“ brüllte Jo-
achim den Leuten entgegen, die herbeisprangen und
Miene machten, ihm seine Beute abzunehmen.



4) Gib uns heute unser täglich Brot

daß diesem die Kraft daraus wich, und Jenny sich los-
winden konnte.

Joachim drehte den Kopf nach dem Angreifer, der
ihn von hinten hielt, und, seinen Meister erkennend,
fieng er an flehentlich zu heulen: „Meister, laß sie mir,
gib sie mir, ich habe sie ja in der Totenpredigt gesehen,
wie der Einäugige die Anna Luise!“

„Geh nach Hause!“ sagte ihm Marcel und schüttelte
ihn, wie um den Wahnsinn aus ihm heraus zu
rütteln.

Nun versiel Joachim wieder in seine Raserei: „Du
mußt sie mir geben! Laß mich los!“ dann immer lauter
schreiend und zu den Umstehenden gewendet: „Er hat
mich in die Totenpredigt geschickt und mich den Teufeln
verkaufen wollen, und nun nimmt er mir die Anna Luise!
ich will die Anna Luise, die Anna Luise gehört dem
Einäugigen! Helft mir, er drückt mich zu Tode, er will

„Was habe ich gethan?“ rief Jenny, machtlos in
seinen Armen sich windend.

„Am Taufstein hast du mir gewunken, wie die
Anna Luise meinem . . .“

„Helft mir, er ist von Sinnen!“

Lucien, der Soldat, war zuerst zur Stelle. Er griff
nach dem Wütenden, um ihn wegzureißen, aber Joachim
umklammerte das Mädchen nur noch krampfhafter und
schrie ohne Unterlaß: „Ich schreie sie, mir gehört sie,
sie hat mir am Taufstein gewunken, wie die Anna
Luise!“ Jenny glaubte, in seinen Armen den Geist auf-
zugeben, und rang nach Atem.

Auf einmal aber fühlte sie Joachims Arme sich
lockern, als hätte ihn ein Schlagfluß gelähmt. Es war
Marcel, der ihr aus der Not geholfen: er hatte den
Soldaten bei Seite geschoben und dann seine Finger
mit solcher Gewalt um des Wahnsinnigen Arme gekrampt,



5) Vergieb uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben
unseren Schuldnern!

mich wieder den Teufeln bringen mit den roten Zähnen!
Gebt mir die Anna Luise!“

Marcel ließ ihn fahren; er stürzte sich wieder auf
Jenny, freischend: „Ich schreie dich!“ Sein Meister
aber ließ ihn nicht gewähren, sondern fuhr aufs neue
nach ihm, hob ihn in die Höhe und warf ihn unsanft über
die Mauer in den Kirchhof. Joachim, an die grauen-
hafte Nacht erinnert, floh von Entsetzen gefaßt den un-
gemütlichen Ort, kletterte über die Einfriedung und
rannte das Dorf hinter.

Der Austritt hatte bei Jung und Alt einen Riß in
die Neujahrsfreude gemacht. Die Burschen, die ein
schlechtes Gewissen hatten, schritten mit ihren Tänzerinnen
kleinlaut der ‚Tanne‘ zu, um beim Klang der Geigen
und im Wirbel des Tanzes wieder zu heiteren Gedanken
zu kommen; mehr als einer mochte denken: „Einmal
mit solchen Dingen Unfug getrieben und nimmer mehr!“

Ich wollte, ich hätte am Weihnachtsabend ein Bein gebrochen!"

Als Jenny von den wirren Blicken und der wilden Gewalt Joachims erschüttert und kaum eines Gedankens fähig den Pfad hinauf nach ihrer Wohnung eilen wollte, fand sie ihren Weg wiederum versperrt: Lucien und Marcel standen da, sich trotzig messend und zugleich zu ihr gewendet.

"Laßt mich durch!" schrie sie, und ihre Stimme bebte vor Aufregung; „was habe ich euch allen zu Leid gethan?"

Die beiden streckten ihr die Hände entgegen und luden sie gleichzeitig ein, mit ihnen die Schryßketen zu feiern.

"Ihr mögt noch tanzen nach dem, was ihr eben gesehen habt! Laßt mich, ich kann mich nicht freuen an diesem Tag!"

Die Männer wichen nicht.

"Gebt mir Raum! sage ich euch! Mein Bruder wartet mein, ich kann ihn nicht allein lassen!"

"Komm' mit mir, Jenny," sagte Marcel, „Gabriel wird dir nicht böse sein, wenn er weiß, daß du dir mit mir frohe Zeit machst."

"Ich habe dich zuerst geladen, rief Lucien, erinnere dich an den Weihnachtsabend! Verschmäht ein Mädchen einen Burschen, so sei es auf seinen Haß gefaßt!"

Dies sagend drehte er sich nach seinem Gegner, dem man ansah, wie er an sich hielt, um die Kraft seiner Arme nicht zu entfesseln. So standen sie einander gegenüber, mit gespannten Muskeln, Aug' in Auge und Gift gegen Gift, zu zorniger That bereit.

"Wollt ihr des Unglücks noch mehr schaffen!" rief sie ihnen zu, „ist es an Joachims Elend nicht genug?"

Marcel trat etwas zurück, so daß ein schmaler Durchgang frei wurde. „So geh', Jenny, und zürne nicht!" sagte er.

Sie huschte an den beiden vorbei und strebte der Halde und ihrer Hütte zu.

Die Nebenbuhler maßten sich noch eine Weile, finster und verächtlich, und keiner wollte zuerst den Fuß vom Flecke rücken.

Es war Marcel, der die Stille brach: „Vetter Lucien, suche nicht, wo ich suche, ich rate dir wohl! Treffen wir wieder zusammen, so entscheiden die Fäuste!" Sprach's und schritt dem Dorf zu. Der andere lachte höhnisch und rief ihm nach: „Vetter Marcel, merke dir eins: der Soldat weicht dem Küher nicht!"

Am Neujahrstag Abend, als drunten in der „Tanne" die Geigen sangen, und die Füße hüpfen oder glitten und der Staub flog, trat oben Jenny mit einer „Gelte" und einem Spaten vor die Hütte, um Schnee zum Kochen zu holen, denn der Winter war so hart, daß in Nötschweiler weder Quell noch Brunnen lebendig war. Wie sie mit dem gefüllten Gefäß sich nach dem Hause wandte, stieß sie auf eine Gestalt, die hinter der Ecke des Hauses auf diese Gelegenheit gelauert haben mußte. Es war Lucien.

"Was soll das?" fuhr sie ihn erschreckt an, „habe ich dir nicht gesagt, daß ich heute nicht tanzen will?"

"Es ist nicht Tanzlust, was mich zu dir treibt, Jenny: ich komme, um dir zu sagen, daß ich dich gern habe und mit dir ein neues Leben anfangen möchte.

Hilf mir dazu; du allein bist es imstand, denn du bist mehr als die andern."

"Geh' deiner Wege! Ich mag solches Geschwätz nicht hören! Du sagst brave Worte und meinst es anders!" Dies sagend wollte sie der Hütte zuschreiten, er aber vertrat ihr den Weg.

"Du thust mir unrecht, Jenny! Es ist kein Geschwätz! Stell' die Gelte auf den Schnee und höre mich an! Bleib' doch! ich lasse dich nicht vorbei, ich muß es dir einmal sagen! Sieh', ich gehe ohne dich zu grund, ich fühl's: ich bin wie ein Lärchenbaum, der ob einem Abgrund steht und dem ein Wetter das Erdbreich weggespült hat: überlaßt ihr ihn seinem Schicksal, so stürzt er morgen in die Schlucht hinab, um dort zu verfaulen! Du kannst mich halten, du bist der Grund, den ich brauche! Lache nicht! es ist mein heiliger Ernst!"

"Rede wie's unter uns Brauch ist, du weißt, ich mag die fremde Weise nicht leiden, sie dünkt mich falsch wie Gift!"

"Ich rede, wie es mir ums Herz ist und meine es aufrichtig! Hilf mir, rette mich, ich kann es nicht allein!"

"Steht es so schlimm mit dir, wie soll ich helfen? Jeder ist sich selber der rechte Helfer!"

"Sagt denn der Bader auch zum Kranken: ‚Wer sich nicht vom Bette erheben kann, der verende?‘ Sei du mein Arzt, so werde ich genesen!"

"Hör' auf! ich kann dich nicht anhören!"

"Weil du mich nicht leiden magst!"

"Das sagst du wahr: weil ich dich nicht mag leiden! Du gehörst nicht mehr zwischen unsere Berge hinein, du bist nicht mehr von unserem Schlag! Dein Rücken ist zu grad, deine Zunge zu glatt und dein Schlund wein- und schnapsüchtig geworden: geh', ich mag dich nicht!"

"Du thust mir unrecht. Wohl habe ich bis jetzt mein Leben verliederlicht, aber nicht aus eigener Schuld. Weißt du nicht mehr, wie wir ein Leben hatten zu Haus, seit meine Mutter ihren Bruder, den Soldaten, aufnahm. Du hast ihn ja auch gekannt, den roten Sebastian!"

"Schweige von ihm! Wenn ich dich sehe, so muß ich immer denken: so sah der Lump wohl in seinen guten Jahren aus; und denke ich an ihn, so sage ich mir: ein solcher Lump wird Lucien in seinen bösen Tagen sein! Ein . . . ein . . ."

"Ein Vieh, willst du sagen, ja! ein Vieh macht das Soldatenleben aus einem Menschen . . . wenn es nicht frühe ein Ende nimmt. Sebastian hat mir mein Leben verdorben! Seit er sich bei uns eingemistet, war es, als haufe das wütende Heer unter unserm Dache! wir lebten schlimmer zusammen als Hund und Wolf! Die Mutter sah in ihm immer noch den Bruder, sprach, wo es anging, zu seinem Besten und suchte seine Garstigkeiten zu verbergen, meinent, es seien auch ein wenig die ihrigen. Der Vater aber konnte ihn nicht sehen, ohne gallig zu werden; mehr als einmal warf er den Besoffenen vor die Thüre und steckte den Riegel; den schob die Mutter aber immer wieder zurück und so fing der Unfrieden auch zwischen Vater und Mutter an und fraß immer tiefer, und doch hatten sie sich früher wohl getragen.

Ich hielt zu der Mutter, nicht um des Soldaten

willen, sondern weil ich sah, daß sie am meisten von uns allen litt und manchmal rote Augen hatte. Wie oft habe ich den Unflat, wenn er bösen Schnaps getrunken hatte und alles klein schlagen wollte, gebändigt und aus der Stube hinaus in die Kammer getragen, damit der Vater bei der Heimkehr nichts merke! Wie oft habe ich"

"Schweige davon! ich begehre es nicht zu wissen!" unterbrach ihn Jenny.

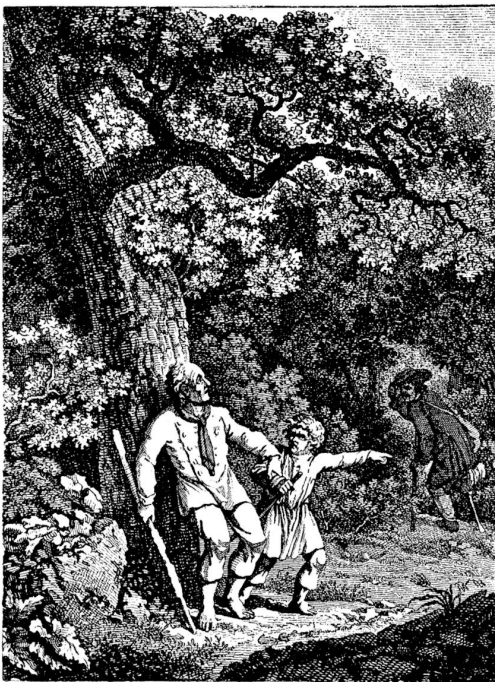
"Doch! du mußt es hören, damit du mich begreifst! Oh, es war ein Hundeleben! Der Vater begann auch mich zu mißhandeln, obichon ich ein großgewachsener Bursche war. Die Arbeit veräußerten wir, selbst das Essen am gemeinsamen Tische ward uns zuwider, eins wick dem andern aus und das ganze Haus ging aus den Fugen. Dem Soldaten schien das Spaß zu machen; mich stachelte er gegen den Metti auf: ich sei kein Bube

mehr, ich sollte mich nicht behandeln lassen, wie man einen grindigen Hund behandle: ein Hasenfuß, der sich mit 18 Jahren eine fremde Hand auf der Backe tanzen lasse und wäre es auch die des Vaters! Dem Schlag, ein Widerschlag! Ich sei der einzige Sohn, das sollte ich den Alten fühlen lassen: ich sollte ihm drohen, Handgeld zu nehmen, da werde er weich werden, wie eine Butterkugel an der Sonne!"

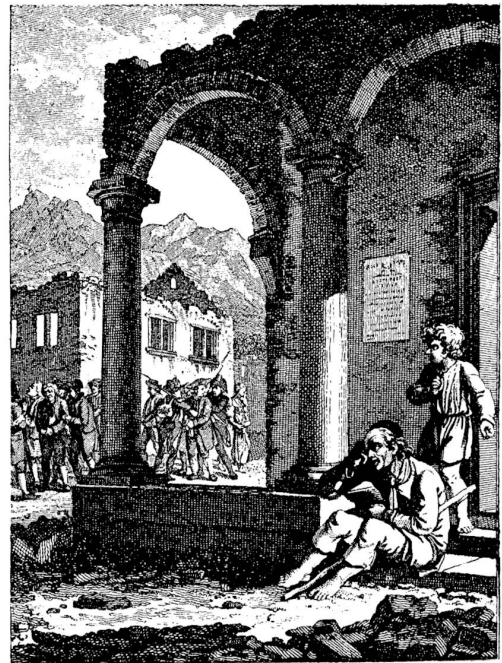
Das Wort Handgeld erschreckte Jenny. Es erinnerte sie an Gabriels Traum und sie dachte an Marcel. "Schweig!" rief sie, "ich kann mir das Glend ja schon denken! Laß mich ins Haus gehen, ich muß —"

"Nein! du mußt mich anhören!" und wieder vertrat er ihr den Eingang.

"So ging es bei uns den ganzen Winter lang," fuhr er fort. "Einmal aber, als die Mutter ihrem trunkenen Bruder das Haus wieder geöffnet hatte, geriet



6) Führe uns nicht in Versuchung!



7) Erlöse uns von dem Uebel!

der Vater in solche Wut, daß er zuerst den Soldaten und dann sie schlug, wie man sein Vieh selbst im Zorn nicht schlägt. Da fuhr ich drein, nicht wissend, was ich that, warf den eigenen grauen Vater zu Boden, setzte ihm das Knie auf die Brust und schlug ihm das Gesicht blutig. Mir schauderte, als ich zur Besinnung kam, aber es war geschehen.

Nun ging es nicht mehr. Der Vater wollte seine häusliche Gewalt mit der Faust zurückerobern, ich, nachdem ich einmal das Joch abgeworfen, wollte mich nicht mehr prügeln lassen und so rauchten wir uns eine Woche lang fast täglich, obichon Sebastian gleich nach dem Streit das Thal verlassen hatte. Endlich machte ich dem Glend ein Ende. „Ich nehme Handgeld!“ schrie ich dem Vater eines Tages zu, als er mit einem Knotenstock auf mich los kam, warf die Thüre hinter mir ins Schloß und ging davon, nicht um Handgeld zu nehmen,

sondern um als Knecht irgendwo zu dienen, bis es daheim wieder recht geworden wäre.

Ich schritt thalwärts, so rasch ich es vermochte; die Erinnerung an die unseligen Tage machte mir das Wandern leicht: das neue Leben, das ich beginnen wollte, konnte so schlimm nicht sein, wie das vergangene.

Gegen Abend kam ich im Marktflecken an, hungrig wie ein Wolf und ohne einen Heller im Sack, denn als ich davonlief, hatte ich nicht an Geld und Zehrung gedacht.

An einer Straßenecke flatterte das Banner mit dem Bären und jemand rief mir zu: „He! Lucien! hierher!“ Ich erkannte die Stimme: das heisere Gebrüll konnte nur Sebastian ausgestoßen haben. Dort saß er vor dem Eingang und neben ihm ein paar Musikanten und zwei Berner Soldaten in roten Röcken. Ich wollte

vorbei; da wankte er heran und die Soldaten mit ihm und sie hielten mich an. Gleichzeitig fingen die Pfeifer zu blasen an und ein Tambour schlug die Trommel dazu.

„Komm herein!“ kreischte der Onkel, „ein Schluck Wein wird dich nicht vergiften! Wir leben hier in Fülle, wie die Geiß auf dem Heustock, halte mit! Das Herz lachte mir im Leibe, als ich dich kommen sah. Ich habe dich erwartet: das Hundeleben da oben konnte nicht ewig dauern! Zieh' mit mir nach Frankreich hinein, Junge!“

„Nein,“ erwiderte ich, „ich will nicht Soldat werden!“

„So kannst du dir doch die Zunge anfeuchten. Wir haben da ein Tröpfchen, das ist nicht schlecht, das zahlen die Herren, will sagen die gnäd'gen Herren von Bern!“

Ich wollte mich losmachen, die Soldaten aber ergriffen mich links und rechts und schleppten mich ins Haus und der Onkel watschelte lachend hinter drein. Im Haus saß ein Sergeant gespreizt an einem Tische, drehte seinen Schnurrbart und streckte mir dann die Hand entgegen. Und nun . . .“

„Ich will's nicht anhören . . .“ unterbrach ihn Jenny.

„Wein haben sie mir eingeschüttet; ich habe immer ‚nein‘ gesagt . . .“

„Laß mich ins Haus gehen . . .“

„Alles haben sie mir verspochen, wenn ich ihnen folge: Wein und Mädchen, so viel ich wolle . . .“

„Und darauf hast du eingeschlagen! Pfui! Und du wagst noch vor ein unbescholtenes Mädchen zu treten und ihm zu sagen . . . pfui! geh!“

„Höre mich! ich habe nicht ‚ja‘ gesagt! Als ich am folgenden Tag erwachte, mit wüstem Kopf und trockenem Schlund, bogen sich lachende Schnurrbärte und verwitterte Backen über mich. ‚Dir ist die Zunge über Nacht zu Rindsleder geworden, Lucien,‘ rief mir Sebastian zu, ‚da, ihu‘ einen ehrlichen Soldatenzug und schmiere das Lederzeug!“ Und ein anderer ‚Sauf, Bruder, den Durst ersäuft man, so weit des Teufels Hand reicht!“

Ich stieß die Gläser zurück, stand auf und schickte mich zum Gehen.

„Wohin, Kamerad?“ rief der Sergeant, sich breit vor die Thüre stellend.

„Ich will Arbeit suchen“, erwiderte ich.

„Und dein Wort? Hast du's im Wein ersäuft?“

„Ich verstehe euch nicht?“

„Du hast Handgeld genommen!“

„Ich? Handgeld? Das ist gelogen!“

„Du hast ‚ja‘ gesagt und das Geld eingesteckt!“

Er sagte das bestimmt und ich wußte nicht, was ich denken sollte. Da klopfte mir einer auf die Tasche: Münzen klangen darin: ich war verloren, das fühlte ich. Wohl tobte ich gegen den Sergeanten, gegen Sebastian und alle; was half's! Zuletzt verlangte ich, vor den Landvogt geführt zu werden, um ihm ihre Schändlichkeit zu erzählen, und man that mir den Willen und lachte dazu. Ich geriet vom Regen in die Traufe! Wie ein Toller fuhr er auf mich los: „Zu Haus reißt das Gefindel aus, säuft mit den Soldaten, was der Schlund führen mag, verpfändet sein Wort und ist gemein genug, es im Handumkehren zu brechen! Schaff mir den Lummel aus den Augen

und muckst er sich noch, so peitscht ihm die Schwarte rot und blau.“

Man führte mich hinaus, ich konnte nichts entgegen, die Thränen ersticken mir die Stimme. Draußen stand Sebastian, lachte und suchte mich zu trösten: „Pfui! Jetzt heult mir der Junge noch! Da möchte man doch alle Heiligen in die Hölle fluchen und alle Teufel aus dem Boden beten! Pfui! Ein rechtes Faß tropft nicht, Lucien! Das ist ein schlechtes Faß, das Wasser läßt!“ Dann wurde er friedlicher und klopfte mir beschwichtigend auf die Achsel: „Laß es gut sein, Junge: aller Anfang ist schwer.“

So wurde ich Soldat. Und nun? Ist's meine Schuld allein? War's nicht ein anderer auch geworden? Und ich soll es nun bis ans Ende meiner Tage büßen? Nein, Jenny, nein, du mußt mich halten! Sieh, ich will wieder ein rechter Mensch werden, stoße mich nicht hinab! Von dieser Stunde hängt es ab: um deinetwillen vermag ich alles, hilfst du aber nicht, so laß ich es gehen, wie es will, und wenn ich ein Teufel und der Teufel der Teufel würde!“

Er hatte die letzten Worte in heller Leidenschaft ausgestoßen; Jenny, erschreckt, wußte nicht, was sie erwidern sollte. Sprach er im Ernste so, oder war alles Verstellung? War ihm wirklich zu helfen? Müßte sie sich opfern? Sie konnte es nicht, ihr Herz hing ja an einem andern.

„Jenny, Jenny, erbarme dich meiner! jag' mir ein gutes Wort, strecke deinen Arm aus, daß ich mich daran halte! Sei gut! du bist schön, sei auch gut!“

„Thu' mir nicht so weh, ich kann ja nicht!“

„Du kannst, wenn du nur willst! Wenn einer am Ertrinken ist und man steht am Rand des Teiches, zögert man, sich in die Flut zu werfen? Hole mich heraus! oh, es ist bitter im Schlamm zu ersticken und zu verderben!“

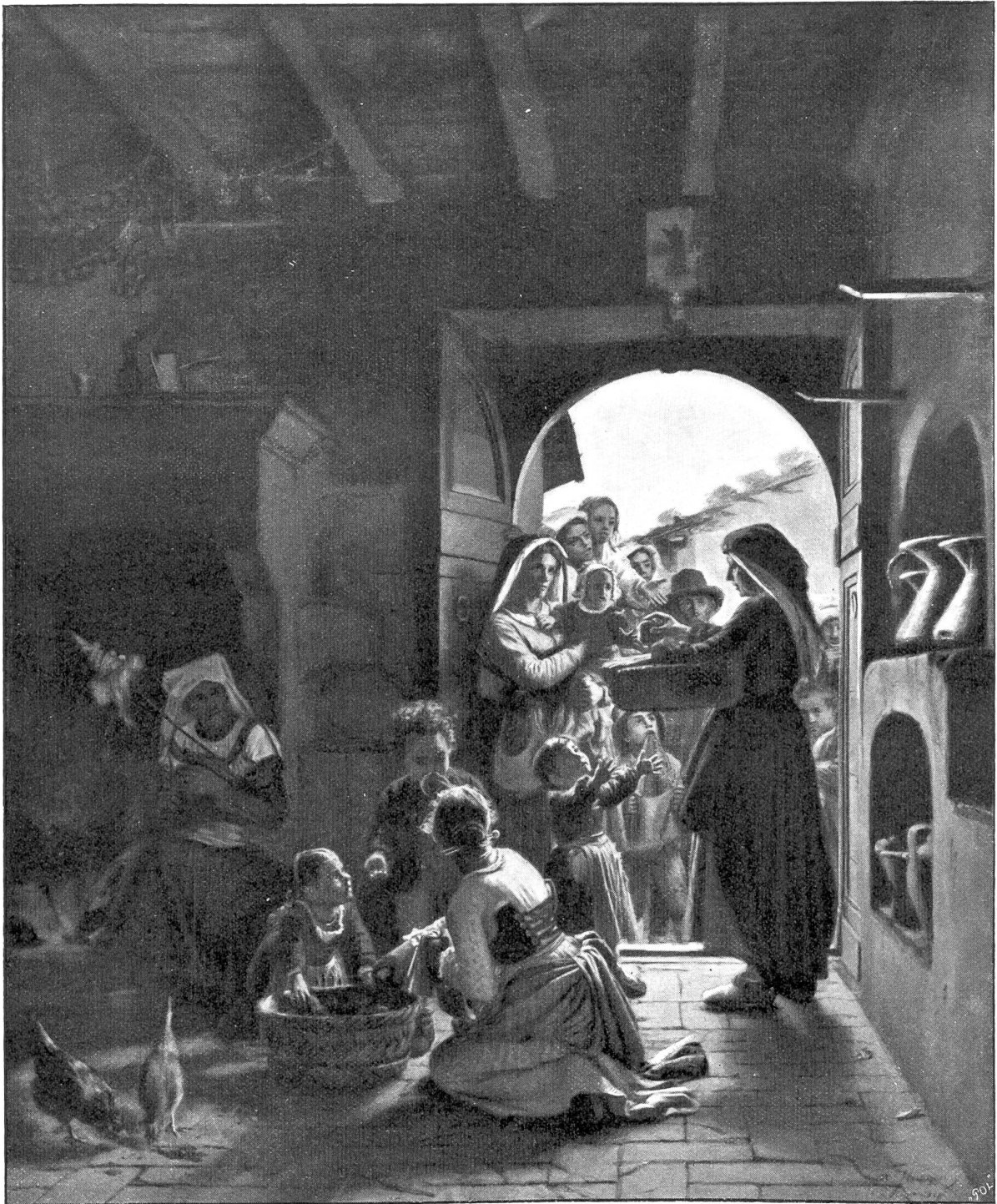
Sie hatte Lucien noch nie so sprechen hören, sie vergaß halb, daß es des Soldaten Stimme war, die so bebte, und sie wurde gerührt. Aber gleich wehrte sich die Liebe in ihr gegen den Eindringling: man legt das eigene Herz nicht leicht auf den Altar der Barmherzigkeit.

„Es kann nicht sein, Lucien!“

„Sag's noch nicht, Jenny! Sieh', als ich Soldat war, fern in Marseille, und mein Leben vergeudete, wie der verlorene Sohn sein Gut, in schlechter Gesellschaft und bei rohen Kameraden, da war mir jeden Abend, wenn ich mich auf der Britsche ausstreckte, es sei mir an dem verfloffenen Tage ein Stück Rechtschaffenheit von Leib und Seele gefallen. Nun fühle ich, daß mir noch ein gutes Restchen blieb, aber ich fühl' auch, daß ich es mir heute selber aus der Brust reißen und mit den Schuhen zerstampfen werde, wenn du mich zurückstößt.“

Der Ton seiner Stimme hatte plötzlich umgeschlagen, es war wieder der Soldat, der sprach. Das gab Jenny die Bestimmung zurück.

„Wie soll man zu dir Vertrauen fassen, wenn du so sprichst? Wem seine Rechtschaffenheit nicht werter ist, als alles: wer sie in übler Laune selber mit den Schuhen zertreten möchte, dem gebe ich meine Liebe nicht: ich fürchte die Laune, in der er sie zerstampft!“



Brotspende am Fest des heiligen Antonius zu Cervara bei Rom.
Gemälde von August Wechsinger (Winterthur), Rom.

„Bestimme dich, Jenny! Sieh', ich kann lieben, heiß, wie die Kohle brennt, aber ich kann auch hassen, scharf, wie mein Messer schneidet! Jenny, nimm mich an, ich möchte nicht, daß du mein Messer schmecktest!“

Er näherte sich ihr und raunte ihr zu, und seine Stimme bekam einen heiseren Klang: „Du weißt nicht, wie Liebe thut! Jenny, Mädchen, werde mein!“

„Rühr' mich nicht an! Das also ist deine Liebe! Geh, oder ich schreie den Vater heraus!“

„Thu's nicht, wenn er dir lieb ist! Mein müßt du werden, Jenny, ich bin schon mit andern fertig geworden! Mein, mein, Dirne!“

Anheimlich klangen die Worte und ihr Ton war noch böser als ihr Sinn.

Er wollte Hand an sie legen, sie aber erhob den Spaten und schwang ihn über seinen Kopf, so daß er, von der unerwarteten Bewegung überrascht, zurückwich. „Hüte dich, elender Heuchler!“

Die beiden standen sich einen Augenblick regungslos gegenüber, sie drohend, er unentschlossen und lauend.

Da knirschte der Schnee. Es war Marcel, der auf die beiden zuschritt. „Jetzt weiß ich, warum Lucien dir nachstellt: du hast das Soldatenblut in den Adern, das ihm fehlt!“ rief er.

Jenny schien der Zuruf vom Himmel zu kommen, sie ließ den Spaten sinken und atmete auf. Sie hätte aufschreien mögen vor Lust, wie sie den Geliebten kommen sah, breitschultrig und hoch. Der Vollmond stieg oben aus einem Bergsattel empor, groß wie eine Feuerbrunst, und hauchte sein frostiges Licht hinab ins Thal, übersäte die ganze Halbe mit funkelnden Demanten und blies oben am Himmel den kleinen Sternen die Lämpchen aus.

„Geh' ins Haus, Jenny!“ sagte Marcel, indem er seinen Kittel auszog und auf den Schnee warf. Das Mädchen sah, was kommen sollte, trat zwischen die beiden Männer und flehte Marcel an: „Geht im Frieden auseinander, es gibt auf dem glatten Schnee ein Unglück!“

Marcel schüttelte den Kopf und schob sie bei Seite, und zu dem Soldaten gewendet: „Du verstehst mich, und wie es ausfällt, so sei's!“

In jenen abgesehenen Alpenthälern gelten noch die einfachen Naturgesetze, nach denen der Hirsch den Hirsch und der Stier den Stier anrennt: der Kampf entscheidet, wer der Liebe froh werden solle.

Marcel streift die Hemdärmler zurück. „Wehre Dich!“ rief er und ging mit vorgebeugtem Körper und ausgestreckten Armen auf den Rivalen los, bedächtig und unheimlich.

Lucien wich einige Schritte zurück; der Kampf mit Marcel mochte ihm unlieb sein, denn er hatte am letzten „Bergdorf“¹⁾ dessen unbändige Kraft kennen gelernt: keiner war ihm stark genug gewesen in Rößschweiler und den Nachbarthälern.

„Wehr' dich!“ rief ihm Marcel zu, und als der andere weiter zurückwich, wiederholte er den Ruf: „Wehr' dich, oder das ganze Thal soll auf dich speien!“

Der Soldat fuhr mit der Hand in die Tasche, und als er sie herauszog, blitzte das Mondlicht darauf: er

hatte sich mit dem Messer bewehrt. „So komm', wenn es dich gelüftet!“ rief er höhniisch.

Marcel waltete das Blut ob der Feigheit: in den Bergen schändet das Messer den, der es im Kampfe braucht; die Faust ist die ehrliche Waffe, das Messer ist ein friedfertiges Gerät. Er stürzte, die Schneide verachtend, auf den Gegner los; der Stahl zuckte nach ihm und er merkte, wie ihm gleich das Blut am Arm herunterfloß. Aber schon hatte er den Schurken erfaßt, ihn mit gewaltigem Ruck in die Höhe gehoben, und warf ihn nun mit einem Fluch nieder. Dimpf schlug der Körper auf dem Schnee auf. Jenny stieß einen Schrei des Entsetzens aus; der Sieger aber warf sich auf sein Opfer und würde es erwürgt haben, hätte ihn das Mädchen nicht zur Besinnung gebracht.

„Töte ihn nicht!“ Und sie klammerte sich an ihn. „Du blutest ja, komm' ins Haus, daß wir nachsehen! Sieh', wie der Schnee sich färbt!“

„Es ist am Arm und hat nichts zu sagen; laß' mich den Schurken zertreten, wie man eine Spucke mit dem Schuh zertritt!“

Mit Mühe hinderte sie ihn an zornmütiger That. Endlich wich sein Knie von der Brust des Soldaten und lockerte sich seine grimmige Faust.

„Er regt sich ja nicht!“ rief Jenny, aufs neue geängstigt, und wollte sich mit dem Ohnmächtigen zu schaffen machen; Marcel aber hielt sie zurück und rief: „Rühre den Buben nicht an und habe keine Angst um ihn! ein Rechtschaffener könnte so liegen bleiben, das Ras nicht, es hat seinen Heiligen in der Hölle!“

„Laß' ihn!“ befahl er ihr nochmals, als sie Lucien aufrütteln wollte.

Dann bückte er sich nach dem Messer, das der Soldat fortgeworfen hatte, um sich nicht selbst zu verletzen, und schritt dem Hause zu, eine dunkle Linie auf den weißen Grund zeichnend.

Jenny, der Marcel doch mehr am Herzen lag, als der Soldat, eilte ihm voraus.

Die Verletzung war am Oberarme, hart an der Schulter, und erwies sich als weniger gefährlich, als das herausquellende Blut hatte glauben lassen. Jenny und ihr Vater wuschen die Wunde sorgfältig aus und banden sie dann mit Leinwand fest und säuberlich zu. In einer Viertelstunde war alles besorgt, und der Bursche, wieder ruhig geworden und nun stolz auf seinen Sieg über das Messer, rief seinen Wundärzten zu: „Nun wollen wir uns erst recht einen frohen Neujahrstag machen! Am ‚Schreißer‘ soll mich mein Arm nicht hindern! Jenny, zieh' deine leichtesten Schuhe an, daß es dir flink über die Bretter gehe, und ihr, Vater Jaquot, spielt nicht den Brummbar, sondern sagt: ‚So geht in Gottes Namen!‘“

„Ich wollte, wir schauten nach Lucien!“ sagte Jenny.

„Laß' ihn liegen und rüste dich zum Tanz!“

Sie aber eilte hinaus und die beiden Männer folgten ihr.

Lucien hatte sich halb aufgerichtet. Wie er die drei nahen sah, erhob er sich ganz und rief ihnen zu: „Heute habe ich den Spott, ein andermal sollt ihr ihn haben! Ich hatte die Rechtschaffenheit im Sinn, ihr wollt, daß ich ein Schurke werde; wohlan, ihr sollt

¹⁾ Neujahrstag.

euern Willen haben! Für euch will ich der Schurke sein, und stellt er euch einmal ein Bein, so flucht ihm meinerwegen, wie er euch jetzt flucht. Rache will ich, Rache für mein verpfushtes Leben! Rache an euch! Seid darauf gefaßt! Und wenn es euch je zu wohl ist, so denkt an mich und an die Rache, wie ich allezeit an euch und die Rache denken will!" Er hob die drohenden Fäuste in Kopfhöhe und hinkte dann davon, ins Dörfchen hinab.

Marcel schleuderte ihm seinen Hohn nach; Vater Jaquot aber schüttelte den Kopf und sagte: „Du hättest nicht mit ihm raufen sollen, er ist ein verwegener Mensch. Mir ahnt nichts Gutes!“

„Was soll mir der Tagesdieb?“ lachte Marcel. „Ein bellender Hund beißt nicht; ich aber werde mich für alle Fälle vorsehen . . . von morgen, oder doch von übermorgen an! Heute jedoch will ich ein Leichtsiniger sein und schreien und mich froh machen für ein ganzes Jahr! Jenny, werde lustig, und ihr, Vater Jaquot, seid nicht so griesgrämig! Soll ein Jahr gesegnet sein, so darf man es nicht mit saurem Gesichte antreten!“

Der Alte erwiderte nichts und trat ins Haus.

„Jenny, thu' mir den Gefallen: komm' zum Tanz! Ich habe dich ja erobert! Ich bin so froh darüber und muß der Freude Luft machen!“

Der Tag hatte ihr viel Angst und Besorgnis gebracht: Joachims Ueberfall, Luciens Werbung, und nun die Furcht, der Soldat werde sein Nachwerk schon an der Schrybeten beginnen; selbst des Geliebten Nähe und Frohmüt waren nicht in stand, die düstern Schatten aus ihrer Brust zu verschrecken. Und doch war es ihr unmöglich, Marcel seine Bitte abzuschlagen, denn je mehr Wolken sich über ihrer Liebe türmten, desto leidenschaftlicher wurde diese, sie war wie der Stahl, der unter dem Hammer sprüht und sich dabei festet.

Vater Jaquot gab endlich seine Einwilligung zum Tanz, mürrisch war und einsilbig, und als die beiden sich zum Gehen schickten, rief er ihnen nach: „Das aber laßt euch gesagt sein: von jetzt bis zum Hahnen-schrei mag es sein; ein Tollen drei Tage und drei Nächte lang dulde ich nicht! Und noch eins: Nachher sei's, wie es vorher war! Ich will kein Liebeln hinter-drein! Ich und Gabriel können Jenny nicht entbehren, und du, Marcel, mußt erst lernen, auf einem Wege zu gehen, ohne nebensaus zu treten! Eine Liebelelei nach-her giebt's nicht! Ihr versteht mich!“

Marcel kränkte des Alten Rede, und er ging mit einem kurzen ‚Gute Nacht‘ davon, Jenny mit sich ziehend.

Sie schritten wortkarg in den ‚Grund‘ hinab, der ‚Tanne‘ zu. Die Verstimmung wurde erst verjagt durch die Klänge der Geigen, die bald gedämpft und sehnsüchtig, bald frohlockend und leidenschaftlich durch die Scheiben drangen, in einem Fluge mit dem Lustgejauchze der Tänzer und dem übermütigen Stampfen der Sohlen.

„Es ist ein Walzer, wir tanzen ihn hier auf dem Schnee!“ sagte Marcel; der Vorschlag dünkte Jenny lustig und schon horchte sie auf den Takt der Musik. „Da mein linker Arm halb lahm ist, mußt du dich wacker an mir festhalten, Kind!“ Auch gegen dieses Begehren fand sie keinen triftigen Grund und willfahrte

gehorsamst. Nun glitten die Füße über den demantenen Schnee, der Mond übergieß die Tänzer mit seiner milden Lichtflut, und ihre Herzen stimmten sich auf den nämlichen süßen Akkord, jenen Traumaakkord, der denjenigen erklingt, die mit der Seele tanzen.

Als der Walzer abbrach, traten sie ins Haus und drehten und wiegten sich, und eines freute sich des andern, bis die Gestirne erblaßten und über die geisterhaften Häupter der Berge ein rosiger Schimmer flog, den strahlenden Wintertag verkündend, der einherkam, um das bleiche Mondlicht und die gespenstigen Nachtschatten zu verschrecken. Die meisten der jungen Leute achteten nicht auf den Tag: „Laßt den Bogen fliegen!“ riefen sie den Geigern zu und schwangen sich, daß die Diele schwankte. Jenny und Marcel dagegen schritten im Morgengrauen die Halde hinan, schweigend, wie sie am Abend hinabgestiegen waren; aber es war nun keine Mißstimmung, die ihnen das Wort in der Brust festhielt: es war jenes stille Glück, das keine Worte braucht, um sich zu verkünden: eines wußte, was das andere fühlte, auch wenn die Lippen nichts verrieten.

Oben vor der Hütte hielten sie an und suchten nach einem Geplauder, um das Auseinandergehen hinauszuschieben, wie Liebende ja zu thun pflegen. Jenny zeigte mit der Hand nach den dunklen Flecken im Schnee, die Marcel mit seinem Blute gemalt hatte. „Ich werde den gestrigen Abend nie vergessen.“

„Das Blut ist für dich geflossen, Jenny, und solches Blut bindet, wie man sagt. Ist es dir unlieb, daß es meines ist?“

Sie schwieg, er faßte ihre Hand und fuhr fort: „Dein Vater hat gesagt, es solle zwischen uns keine Liebelelei sein: er hat recht, aber Liebe soll sein, Jenny, unverbrüchlich und wahr: ich gelobe sie dir, thu' mir ebenso, thu's!“

Nun hatte sie das Geständnis vernommen, nach dem sie sich so sehr gelehnt hatte: wie oft hatte sie sich in den letzten Wochen diesen Augenblick ausgemalt! wie sie ihm an den Hals springen und die Arme um seinen Nacken legen wolle

Jetzt erfuhr sie, wie Traum und Wirklichkeit sich narren: die Freude vermochte nicht aufzulodern, es war ein namenloses Bangen, was ihr die Brust nun auf einmal füllte. War es das Wort ‚Liebelelei‘, was sie so stimmte? ‚Liebe, unverbrüchlich und wahr‘, hatte er gesagt. War es sein Ernst? Und war er solcher Zu-neigung fähig? Wenn er mit ihr nur sein Spiel triebe, wie er es mit andern schon getrieben? Waren es die Ereignisse der letzten Tage, die in ihrer Seele nachhallten und ihr das eben noch so wonnig empfundene Glücksgefühl erstickten? Joachims Wahnsinn, an dem Marcel seine gute Last trug? Luciens Drohung und des Vaters: ‚Mir ahnt nichts gutes!‘?

„Du schweigst, Jenny? Siehe, ich habe gemeint, du liebst mich, wie ich dich liebe: sage mir, daß es kein Wahn war!“

Nun ermannte sie sich: „Du hast dich nicht getäuscht, aber ich bin traurigen Herzens, daß es so ist!“

„Jenny!“

„Liebe, unverbrüchlich und wahr: ich könnte sie halten, meiner bin ich sicher, aber“

„Aber meiner nicht? Willst du das sagen, Kind? Was habe ich dir gethan?“ Er ließ ihre Hand fahren.

„Du weißt, was dir alle Welt vorwirft. Spielen mit mir lasse ich nicht!“

„Bei meiner Seele, ich meine es ehrlich und treu! Glaube mir!“

„Marcel, du hast mir den Bruder aus dem Grab geholt, von jenem Abend an liebte ich dich; jetzt aber deucht mich, es sei mehr Gabriel zu lieb, als um deinetwillen!“

„Jenny, was treibt dich zu solcher Rede, wann habe ich dir weh gethan?“

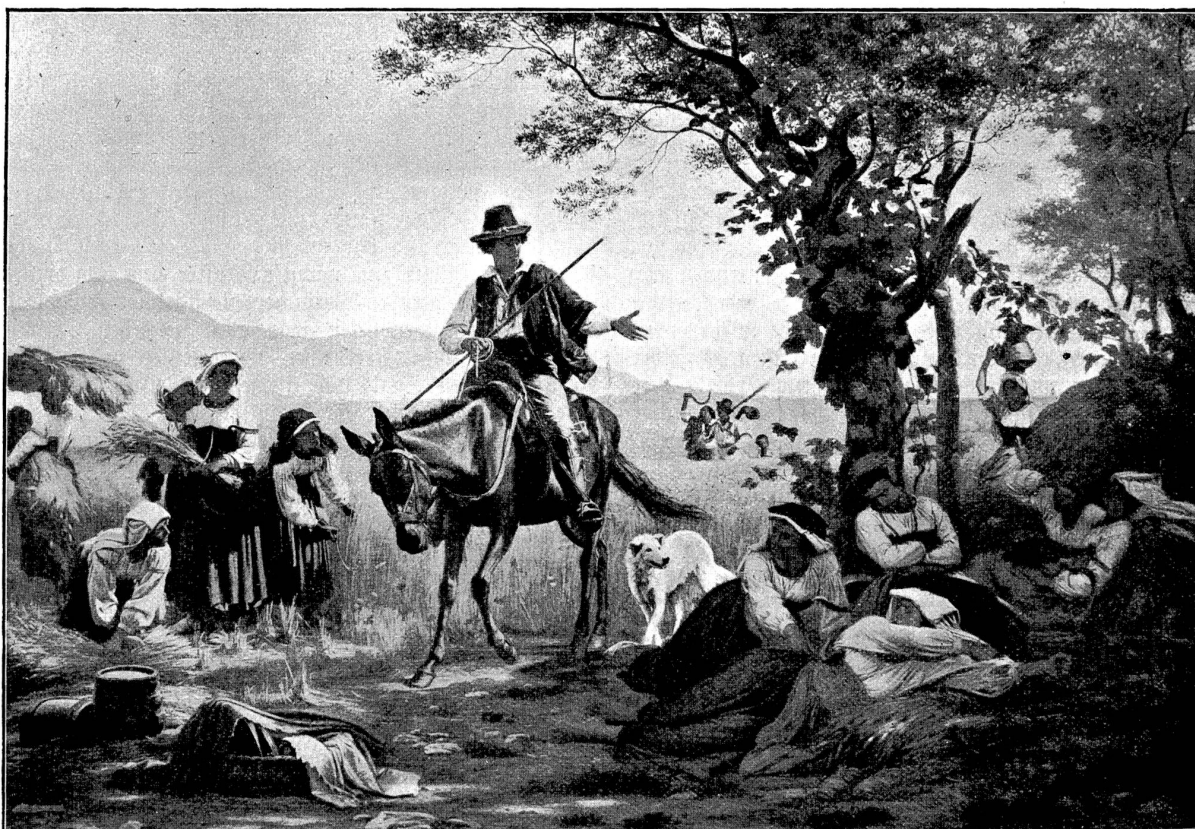
„Nie, aber mir bangt, du möchtest es nachholen. Und glaube mir, hätte ich die Gewißheit, daß du mir einen Augenblick, nur einen Augenblick untreu werden könntest: ich riße mir die Liebe aus der Brust, wie man sich einen schlechten Fetzen vom Gewand reißt, und müßte ich auch sterben daran! Sag', hast du noch Keiner Treue geschworen und dein Wort dann gebrochen?“

„Nein, Jenny!“

„Auch in der Fremde nicht?“

„Auch in der Fremde nicht.“ Er sagte es ohne Zögern.

„Und willst von Stund an . . .“



Die faulen und die fleißigen Schnitterinnen. Gemälde von August Weckesser.

„Jenny, was will ich anderes, als dein eigen sein mit jedem Herzschlag von Stund an bis ans Ende? Glaube an mich, Jenny, und sei mir gut, wie den ganzen Abend. Oh, wie schön war es, wie froh war mir der Mut! Jenny, sei wieder gut!“

„Du kennst mich nicht! Ich bin meine Mutter selig: du weißt es, sie hatte Mannsblut in den Adern: sie war es, die den letzten Wolf in Röttsweiler erschlug, und sie starb, als Jayets Haus niederbrannte und sie die lahme Gertrud, die in den Flammen schrie, herausholen wollte, da die Männer zu feig waren. Ein Dachbalken erdrückte sie. Ja, ich bin wie sie! Und fände ich einmal Untreue an dir, mir mangelte der Mut nicht, ein Ende zu machen mit dir und mit mir auch!“

Drohend und hochaufgerichtet hatte sie es gesagt und Marcel stand sprachlos da. Jennys Zornmut war

aber zugleich mit den heftigen Worten entflohen, auf einmal schlug die Härte in Weichheit um, sie eilte auf den Geliebten zu, umklammerte seinen Nacken und brach an seiner Brust in Thränen aus.

„Mache mich nicht elend,“ flehte sie. „Sieh', ich liebe dich mehr, als ich es zu sagen weiß, und kann ohne dich nicht sein. Zürne meinen Worten nicht und sei mir gut, wie ich dir gut bin!“

Er umfing sie mit seinem heilen Arm und wiederholte seine Liebeschwüre, bis ein Mund den andern schloß und die Seelen wiederum keiner Worte bedurften, um sich zu sagen, wie ernst und froh, wie bewegt und ruhig zugleich sie nun waren. Als die beiden wieder Augen hatten für die Welt um sie herum, da schossen eben die ersten Sonnenstrahlen auf die höchste Spitze des Gebirges und blitzten ab, wie von einem Silberpiegel.

Marcel wies mit der Hand zu dem Glanz empor:
„Es ist wie ein Stern, herrlich und groß.“

„Ein Stern der Hoffnung!“ ergänzte sie.

Der Glanz mahnte sie zur Trennung, denn nun waren sie vor Jennys Vater nicht mehr sicher.

„Ich hole dich nachts wieder zum Schreißer,“ sagte Marcel, „wie sollen wir es sonst aushalten!“

„Hast du des Vaters Worte vergessen?“ sagte sie, ohne es ernst zu meinen.

„Er ist mir nicht ganz grün, du mußt ihn jetzt herumbiegen und ihm glaublich machen, daß es, so weit das Gebirge reicht, keinen bravern und zähmern und . . .“

„Da werde ich mich hüten!“ rief sie und eilte ins Haus.

Als der Tag, der ihnen so schön angebrochen war, versunken war, stiegen die beiden wieder hinab zur ‚Tanne‘. Vater Jaquot hatte sich zwar lange widersetzt, und hätte sich Gabriel nicht auf die Seite der Schwester gestellt, sie hätte ihn trotz ihrer Geschicklichkeit schwerlich herumgebogen.

Der zweite Tanzabend war den Verliebten noch seliger als der erste, denn das Glück, das gestern noch einem Zimmerwerk glich, dem nicht recht zu trauen war, schien jetzt gefestigt und gefügt fürs ganze Leben, jedem Sturm ein Trotz und jedem Wetter eine Wehr.

Die Alten, die an den Wänden saßen, an ihren Pfeifen zogen und zuschauten, verfolgten gerne mit den Blicken die aneinander gelehnten schönen und starken Gestalten Jennys und Marcells, die, wie ein Bild der Gesundheit und Kraft, über die Bretter schwebten. Selbst diejenigen, die dem Burschen nicht ganz hold waren, freuten sich an dem Anblick, denn die Welspler, die an Steinstoßen, Schwingen und Ringen ihre Herzenslust haben, besitzen ein empfängliches Auge für die Vorzüge des menschlichen Leibes und sind gerne geneigt, der Schönheit und Kraft eine Ausschreitung zu verzeihen.

Mitternacht kam heran, der Tanzboden wogte und brauste und klang, und jede Brust flog; da fuhr in die Luft, wie von der Geisterstunde ausgestoßen, eine verstörte Gestalt, bleich und unheimlich. Es war Joachim. Man hatte ihn zu Hause eingeschlossen, er aber hatte sich frei gemacht. Er stellte sich an eine Wand, sah in den Tanz hinein und verfolgte das stattlichste Paar mit stieren Augen, und wenn es sich an ihm vorbei drehte, erhob er die Faust und stieß Worte aus, die im Brausen

des Raumes untergingen, aber zornig sein mußten. Sein Kamerad Lorenz, der bei den Alten saß, weil er nicht den Mut gehabt hatte, ein Mädchen zu schreißer, obgleich schon er vor Sehnsucht nach einem Weibchen fast verging, schritt auf ihn zu und wollte ihn bewegen, den Tanzboden zu verlassen; der Hinterstünne aber wies ihn weg und starrte in die wogenden Tänzer und schwang die Faust. Die Tanzfreude stockte bei dem Anblick.

Ein paar Burschen, denen ein Störefried jetzt nicht willkommen war, ergriffen ihn endlich und schoben ihn hinaus. Da schrie er, daß es den Tanzlärm über-tönte: „Jenny! Jenny! rette mich! Du hast mir gewunken am Altar! Ich bin der Champod!“

Jenny war bei den stieren Blicken und dem gellenden Schrei alle Lust vergangen; aber Marcel riß sie fort in den betäubenden Strudel. Sie ahnte, daß der Verrückte noch nicht von der Verfolgung lassen werde und wendete den Blick beim Drehen ängstlich nach der Thüre und den Scheiben. Dort stand er schon vor dem Fenster und starrte hinein, als käme er von der Totenpredigt, und wie sie an ihm vorbeitanzte, erhob er wieder die Fäuste und schlug sie durch das Glas, und prasselnd und klirrend flogen die Scherben in den Saal. Er rannte zum nächsten Fenster und zum dritten, überall das gleiche Werk der Zerstörung anrichtend: in wenigen Augenblicken war alles geschehen. Als er beim letzten war, streckte er die zeretzten und blutigen Fäuste in den Saal und schrie: „Meister, ich fluche dir, du Brautschelm, du Brautschelm!“

Man eilte hinaus, Marcel voraus, nicht um ihn zu strafen, sondern zu bändigen; der Verrückte verschwand aber in der Nacht und wurde den ganzen Winter in Nötschweiler nicht wieder gesehen.

Der Auftritt hatte allen die Festfreude zerschert; besonders den Mädchen kam das Geistergesicht nicht mehr aus dem Sinn. Die Geiger stimmten noch ein paarmal ihre Weisen an, die lustigsten und raschesten; aber ihre übermütigen Klänge thaten den meisten in den Ohren weh: der Saal lichtete sich nach und nach, gedämpfte Stimmen entfernten sich von der ‚Tanne‘ und verloren sich in den Hütten, und bald entschlief auch der letzte Ton im Dörfchen.

Als der dritte Morgen des neuen Jahres über die Felsgräte nach Nötschweiler hinunter sah, lag es da, äußerlich friedlich und träumerisch wie sonst, innerlich unbehaglich und verdrossen.

(Fortf. folgt).

— Im Sturm. —

Hoiho, die Ruder ein mit Macht!
Es braust der Sturm, der Donner kracht,
Ein Blitzstrahl zuckt und hellt die Nacht!
Vorwärts!

Es stöhnt der Mast, der Schiffruf gellt,
Es heult der Wind, das Segel schwellt,
Das wilde Heer durchrast die Welt!
Vorwärts!

Herr, höre uns in uns'rer Not,
Errette uns vor'm sichern Tod,
Denn uns're Kinder schrei'n nach Brot!
Vorwärts!

Ein Blitzstrahl zuckt und hellt die Nacht,
Der Sturm erbraust, der Donner kracht,
Hoiho, die Ruder ein mit Macht!
Hilf Gott!

Dr. A. Zimmermann, Verflon.